

Der Liberale Beobachter

Und Berks, Montgomery und Schuylkill Counties allgemeiner Anzeiger.

„Willig zu loben und ohne Furcht zu tadeln.“

Reading, Penn. Gedruckt und herausgegeben von Arnold W. U. W. in der Süd 6ten Straße, Ecke der Cherry Alley, W. E. H. m.'s Wirthshaus-Hofe gegenüber.

Jahrg. 6, ganze Num. 303.

Dienstag den 24. Juni, 1845.

Laufende Nummer 48.

Bedingungen. — Der Liberale Beobachter erscheint jeden Dienstag auf einem großen Superals-Bogen mit schönen Lettern gedruckt. Der Subscriptions-Preis ist ein Thaler des Jahrs, welcher in halbjährlicher Vorauszahlung erbeten wird. Wer im Laufe des Jahrs nicht bezahlt, werden \$1 50 angerechnet. Für kürzere Zeit als 6 Monate wird kein Unterschieber angenommen, und etwaige Aufkündigungen werden nur dann angenommen, wenn sie einen Monat vor Ablauf des Subscriptions-Termins geschehen und gleichzeitig alle Rückstände abbezahlt werden. Bekanntmachungen werden dankbar angenommen und für den gewöhnlichen Preis eingebracht. Unterschreibern in hiesiger Stadt wird die Zeitung portofrei geschickt, weitere Versendungen geschehen durch die Post oder Träger, auf Kosten der Unterschreiber. Briefe und Mittheilungen müssen postfrei eingeschickt werden.

Ausgewählte Dichterstelle.



Der schwarze Wagen.

(Von Gabriel Seidl.)

Herr Kaiser Karl der Fünfte
Mocht' ausziehen noch so weit,
So schloß ein schwarzer Wagen
Allimmer sein Geleit.

„Was mag er d'rin verbergen?“
So fragt man oft und lang,
Und des Bescheides Mangel
Verfälscht den Neugierdrang.

Bis zu des Kaisers Ohren
Sich gar die Frage wagt,
Der, sonst kein Freund von Worten,
Weil's kommt, es selber sagt.

„In jenem Wagen“, spricht er,
Wie in sich selbst versenkt, —
„Ist was ihr nicht vermuthet,
„Woran Ihr felten denkt!“

„Den Fundort meines Wissens,
„Der Born der größten Kunst,
„Der Schlüssel auf's All, —
„Das Maß für Glück und Sinn.“

„In jenem Wagen seh' ich,
„Und werde, — leid' ich, — still,
„Und werde, — jauchz' ich, — cruster,
„Und lern' erst, was ich will!“

„Dort find' ich erst die Deutung
„Der Kron' auf diesem Haupt;
„Hier ist der Schlüssel! Nehmt ihn,
„Und öffnet, seht, und glaubt!“

Wie eilten die Beglückten,
Entglückten Herzens fort,
Umreich'n, gedrängt, den Wagen,
Entriegeln schnell den Hort.

Schau'n, mit gespanntem Auge,
Was er so lang denn barg?
Und seh'n, — und sind erschütert: —
Im Wagen steht ein — S a r g!

Zur Unterhaltung und Belehrung.

Der Scalpjäger.

Eine geschichtliche Skizze.

[Schluß.]

Rund herum thürmten sich hohe Berge empor, halb bekleidet mit zackiger Waldung, denen ihre senkrechten Klippenwände, alte Wettergraben und Lawinenschneisen das Ansehen schauerlicher Verwüstung gaben. Der alte Jäger bemerkte sie kaum. Alles, worauf sein Auge gebastet blieb, war die schmächtige Gestalt des Indianers, der gleich einem erschrockenen Reh auf den Fuß des Berges zur Linken hinlog. Mit höchster Schnelligkeit stürzte er ihm nach über Steinhaufen und Klippen, die einst von gewaltigen Lawinen auf das enge Thal geschleudert worden waren, — über Pfade, die nur ein Nachtwandler, oder ein bedachtloser, toller Jäger wie er unverletzt betreten konnte. Er besand sich im Noth und nahe der Stelle, wo später die unglücklichen Willeys ihren Tod fanden.

Der Verfolgte begann bald den Berg hinan zu klettern und wählte die Seite, wo die Lawine herabgekommen war und sich eine Bahn gebrochen hatte, die in allen Stücken, nur nicht in der Tiefe, dem Bette eines reißenden Sturzbaches gleich. — Diese Gebirge sind nach allen Richtungen hin mit solchen Schluchtwegen durchschnitten, die sich oft vom Gipfel bis zum Fuße herabziehen und in kurzer Entfernung gleich tiefen Einschnitten in ihre Seiten erscheinen. Die meisten derselben erweitern sich und werden weniger tief, je mehr sie sich dem Thale nähern, wo sich der Strom von Erde und Gestein über die Fläche ausbreitet. So war es auch hier. Der Indianer sprang hinan; der Jäger und seine Hunde folgten. Bald drängten sich die Seitenwände der Schlucht dichter an einander und wurden immer schroffer und höher; das Aufsteigen wurde feiler und gefährlicher. — Ein kleines Quellwasser, das den engen und steilen Schluchtweg herabstürzte und sich über die glatten Felsen ausbreitete, machte den Halt der Füße schlüpfrig und sehr gefährlich. Die Hunde konnten bald nicht mehr

weiter; sie blieben am Fuße eines senkrechten Vorsprungs des Felsens stehen, gegen den sie vergeblich ihre Pfoten ansetzten, um ihn zu erklimmen, während die Schluchten ihr Geheul widerhallten. Der begierige alte Mann klomm weiter. Die Wände des Hohlwegs wölbten sich jetzt über seinem Haupte zusammen und ließen nur noch einen schmalen Streifen des immer dunkler werdenden Himmels zwischen ihren gegenüberliegenden Ecken durchblicken. — Seine Anstrengungen brachten ihn bald auf eine Höhe, bis zu welcher das Klaffen der Hunde nur noch schwach und verschwimmend heraufscholl. Oft konnte er etwas von der flüchtigen Gestalt des Indianers sehen, die ihm behend vorauskletterte, und als ihm einmal der Augenblick gänzlich zu sein schien, feuerte er. Die Berge hallten den Schuß wieder, aber der Indianer kletterte unverletzt weiter. Mit vor Begierde und Verlangen zusammengepreßten Lippen drängte der alte Mann mit unermüdlicher Kraft nach und machte die Entfernung zwischen sich und seinem Wilde immer kleiner.

Zuletzt hob sich vor ihm eine hohe Wand der Schlucht in die Dunkelheit hinauf! Er spähte und sah nichts mehr von seiner Beute. Wüthend vor Aerger und Verdruß über die erneute Behenbigkeit des Wilden drang er emsiger vorwärts als vorher. Ein ebener, fast senkrechter Felsen hemmte bald seinen Fortschritt. Es fiel ihm nicht ein, nur einen Augenblick zu überlegen; das Gemüth voll von dem einzigen Gedanken, den Indianer einzuholen und zu erschlagen, begann er die gefährliche Wand hinauszusteigen. Jede Muskel bis aufs Keuferste gespannt, jede kleine Unebenheit und Ritze des Gesteins benutzend, gelang ihm, was sonst keinem Menschen gelingen könnte — er kletterte die schroffe, nasse Felsenwand bis zur Hälfte hinan.

Aber hier sah er sich anzuhalten gezwungen; zum ersten Male fühlte sich sein Blut und ließ ihn zum vollen Bewußtsein seiner schauerlichen Lage gelangen. Er streckte seine Hand zur Rechten und zur Linken über das Gestein aus, schlüpfrig vom tropfenden Wasser der kleinen Quelle, und fand kaum eine Spalte groß genug, um einen Finger hinein zu drücken, oder einen Vorsprung, auf dem ein Fuß hätte Halt gewinnen können. Er blickte aufwärts; die Ecke der Klippe lag zwanzig Fuß über seinem Kopfe; er blickte abwärts, — da lagen die scharfen vorspringenden Winkel der felsigten Wände dieser graufigen Schlucht, aber unterhalb schwamm Alles in tiefer Finsterniß, gleich einem bodenlosen Schlunde. Er versuchte abwärts zu steigen, aber sein Fuß fühlte vergeblich umher, nach der Stelle suchend, wo er zuletzt gestanden hatte, als er aufwärts stieg. Höher zu klettern, war gefährlich genug, — abwärts zu steigen, unmöglich. Sein Haar begann sich zu sträuben. Er horchte und hörte von tief unten das schwache Bellen der Hunde. Mit einer Art Instinkt hatte er bisher seine Büchse krampfhaft festgehalten, — aber jetzt ließ er sie fallen. Der eichene Kolben schlug mit dumpfem Tone an den Fuß der Klippe, und zersplitterte: es gab eine augenblickliche Pause und dann schlug der klirrende Schall des Laufes an sein Ohr, wie er von einer Seite zur andern die Schlucht des Berges hinabstürzte. Der alte Mann glaubte, daß er dem Laufe bald folgen müßte, und dieser Gedanke erfaßte ihn mit Verzweiflung. Es war ihm keine andere Wahl gelassen: entweder in Stücke zerschmettert zu werden, oder die Spitze der Klippe zu erreichen, — und er schritt zur Ausführung des letztern fürchterlichen Werkes.

Er erreichte die Spitze, aber alle seine Glieder zitterten von der übermenschlichen und beständigen Anstrengung jeder Muskel; die Spitzen seiner Finger waren bis auf die Knochen abgerieben; seine Knie hatten kein Fleisch mehr und bluteten stark, und sein Herz pochte mit einer Heftigkeit,

die, obgleich er sie nicht fühlte, so lange er kletterte, ihm fast ersticke, als er sich auf der Spitze erschöpft und fast ohnmächtig ausstreckte.

Armer Unglücklicher! Besser wäre es für ihn gewesen, wenn er hinabgefallen wäre. Der platte Felsen, den er erreicht hatte, war nicht breiter als etwa acht Fuß. Darüber hinaus erhob sich ein anderer Felsenvorsprung, mehr als sechzig Fuß hoch, senkrecht, glatt und naß, während an allen übrigen Seiten die noch schrofferen Wände der Schlucht jede Möglichkeit des Entrinnens versperrten. Der alte Scalpjäger war in seiner eigenen Falle gefangen, und in einem Umkreise von neunzig Meilen gab es keinen civilisirten Menschen.

Der Indianer war der Schlucht auf einer Stelle entronnen, wo ihre Wände weniger abschüssig erschienen und ihm die langen, zähen Wurzeln einer Pechtanne, welche mehre Ellen vom Gipfel herabhingen, über den gefährlichsten Punkt halfen. Er stand nun wohlbehalten wieder im Walde, auf der Spitze des Berges; der begierige Jäger war vorwärts gedrungen, ohne sich träumen zu lassen, daß sein Wild ihm auswich.

Sein Geschick war besiegelt. Am Morgen blickte er den schauerlichen Abgrund vor sich hinab, und hinter sich an den Klippen empor, die ihn zum Gefangenen machten, um zu sehen, ob sich keine Möglichkeit des Entrinnens zeige; denn jetzt war sein starker Muth noch nicht verzweifelt. Das andröckende Tageslicht verdeckte jeden Hoffnungsstrahl. Am Rande des Abgrundes, wohl hundert Fuß über sich, erspähte sein unsträtes Auge ein grüzendes Gesicht, das hinter einer verküppelten Fichte, die über den Abgrund hinausging, durchdringende Blicke auf ihn herabschoß. Es war der Indianer, der sich hier niedergesetzt hatte, um über das Mißgeschick seines Feindes zu triumphieren.

Der alte Mann brachte zwei Tage in seinem Gefängnisse zu. Der Nachmittag des zweiten Tages war besonders schön und lieblich; die Atmosphäre hatte eine Zartheit, wie sie in New-England nicht gewöhnlich ist, und während die Berge im Westen in einem blauen, durchsichtigen Hauch gehüllt schienen, prallten die warmen Strahlen der Sonne mit voller Kraft nieder auf die zackigen Klippen im Osten. Das einsame Thal bot den mildesten Anblick, welchen seine wilde Formation annehmen konnte — gleich einem schlafenden Krieger, der von seiner Heimath träumt. Am Abend änderte sich die Scene. Ein schwarzes Donnerwetter zog herauf und füllte in wenigen Augenblicken jeden Abgrund und jede Schlucht mit tosenden Wasserströmen, die Steine und Bäume unwiderstehlich mit sich hinabrissen ins Thal. Auch der alte Mann wurde sogleich von seinem Plage weggeschwemmt, aber der wachsame Indianer fand ihn am nächsten Morgen eingeklemmt zwischen eine Klippe, und eine Woche später stürzten seine grauen Haare von der Spitze einer Cabin des Indianerdorfes St. Francis, am Ufer des St. Lawrence, im Winde.

Es ist allgemein bekannt, daß die Indianer glaubten, diese Gebirge seien die Behausung eines bösen Geistes, — und dies, sagen sie, war der Gruf, den er dem ersten weißen Manne gab, welchen sein Fuß jemals in den Noth trug.

Die Hochzeitsgebräuche der Färinger.

Wenn dem Freier durch das Einschenken dreier Schnäpse das Jawort der Eltern erteilt ist, wird gegen Ende Octobers die kirchliche Einsegnung vollzogen. Die Zeit ist sehr gut gewählt, weil man nur dann frisches Ochsenfleisch und Schafsfleisch haben kann. Auf Myggeneasholm werden jährlich vier bis sechs Kinder geweiht, die ein eben so schönes Fleisch liefern, als die jütischen Ochsen. Nun wird das Brautpaar in den Hochzeitsstaat gesetzt. Der Brautgänger ist mit dänischen

Schuhen, feinen weißen wollenen Strümpfen, schwarzen Beinkleidern und Rock, schön mit Roth ausgefärbt, angethan. — Der Haupttribut desselben ist aber der aus schwarzem Tuche verfertigte hohe Hut, der hinten und vorn eine Spitze hat, die einen Fuß hoch emporsteht, und der Freierstab, der so lang ist, daß dessen Spitze eben von den Fingern des Tragenden erreicht werden kann. Die Braut ist ebenfalls sehr stattlich gepuht. Das Gewand ist von blauer oder rother Farbe, mit vielen Falten und langen Ärmeln besetzt. Um den Hals wird ein feines Tuch, mit Spitzen verziert, geschlagen. An der Brust steckt eine silberne Nadel, an welcher eine viereckige Silberplatte, mit vielen Ringen und Haken granit, befestigt ist, auf welche Silberlitter gehängt sind. Der Gürtel, welcher mit silbernen Figuren verziert ist, wird durch eine solche Schnalle gehalten. Der hohe Kopfschmuck wird aus seidenen Bändern und Fitteln von Gold und Silber künstlich verfertigt. Am dem hinteren Ende sitzen vier lange und breite seidene Bänder, welche mit Glittern ausgeschmückt sind, von denen zwei über den Rücken und zwei über die Brust hängen.

Nun geht der Zug in die Pfarr-Kirche in herkömmlicher Ordnung: zuerst der Brautgänger mit zwei Führern, die ihn auch anfleiden müssen, dann die Braut mit zwei Brautjungfern und zwei Junggesellen, Lojaskooinar genannt, welche der Braut den Arm bieten und sie in und aus der Kirche führen. Paarweise treten zuerst die Männer hinein, dann die Frauen, und bilden einen Kreis. Nach der Trauung empfängt das Ehepaar den Gratulationskuss von allen Anwesenden, dann setzt man sich zu Tische. Weinsuppe, Ochsenbraten und Rosinenkuchen sind die bestimmten Gerichte. Der Schwanz des Ochsen ist mit Bändern schön ausgeschmückt und zunächst vor das Paar gesetzt, geht dann aber um die Tafel herum, wobei jeder einen Reim sagen muß, ähnlich den alten Leberreimen. Einer der Zeugen ist Brautweinschinker. Bei einer im Herbst 1827 gehaltenen Hochzeit wurden verbraucht: 1 und eine Vierteltonne Brautwein, ein Ochse, eine Kuh, 48 Schafe und eine Tonne Roggen. Die Gäste bezahlten den Prediger, der bei dieser Hochzeit eine Einnahme von 30 Thalern hatte. Nach der Mahlzeit werden die gewöhnlichen Kundtänze gehalten. Gegen Mitternacht tritt der Brautweinschinker aus dem Tanze, schlägt mit der Hand an den Balken unter dem Boden und ruft: ich mahne die Braut zum ersten Male zu Bette; worauf er ruhig weiter tanzt. Nach einer halben Stunde schlägt er zweimal an den Balken und mahnt zum zweitenmale, alsdann, nach Verlauf einer Viertelstunde, ruft er: ich mahne die Braut zum ersten, zweiten und dritten Male zu Bette. Sogleich umringen alle Frauenzimmer dieselbe, führen sie ins Brautgemach, entkleiden sie und legen sie in das Bett. Auf gleiche Weise wird der junge Ehemann dreimal gemahnt und von den Männern zu Bett gebracht. Dann singen die Gäste einen Vers aus dem Gesangbuche und tanzen während der Nacht, bis sie am andern Morgen den Vermählten ihre Gratulationen und Geschenke, die aus einer oder zwei dänischen Kronen bestehen, bringen können. Das Ehepaar liegt noch im Bette und empfängt hier die Hochzeitsgaben; die Frau hat in der einen Hand eine Flasche Rum, und in der andern eine Flasche gewöhnlichen Brautwein, und bedient die Gäste nach Verlangen. Da diese Hochzeitsgebräuche so kostbar sind, daß derjenige, welcher die Hochzeit gibt, oft Jahre lang die Folgen nicht verwischen kann, so sind sie jetzt ziemlich außer Gebrauch gekommen und finden nur bei den Reichen noch Statt.

Sobald der Färinger sieht, daß ein Fremder dem Hause sich naht, kommt er ihm vor demselben entgegen, reicht ihm die Hand und sagt: Willkommen! führt ihn dann in das Haus, geht stillschweigend zur Brautweinflasche, schenkt ein Glas voll ein, trinkt etwas davon, schenkt es wieder voll und überreicht es mit einem nochmaligen: Willkommen! Die Frau und die Tochter kommen ebenfalls auf den Fremden zu und geben ihm einen Kuss. Zum Begrüßen ist das Handgeben an der Tagesordnung; wenn ein guter Morgen gewünscht wird, nach dem Frühstück, dem Mittagessen, dem Abendessen und zu Bette gehen. Selbst wenn man ein paar Stunden ausgeht, reicht man jedem Anwesenden die Hand. Begegnen sich zwei Bekannte die einander lange nicht gesehen haben, so nehmen sie erst die Mütze in die linke Hand, geben sich die rechte und dann einen gezogenen schmagenden Kuss. Das Frauenzimmer macht einen Knix und gibt einen Kuss, wobei der unerläßliche Händedruck nicht fehlt. (Tagebuch einer Reise nach Färö.)

„Anekdote.“ — Als irgendwo im Osten ein amerikanisches Mädchen spazieren ging, sah sie sich von einem Mann verfolgt, der sie beständig anschaute. Da fragte das Mädchen:

„Warum verfolgen Sie mich, mein Herr?“

„Ich habe mich verliebt in Sie, Miß,“ antwortete Jener.

„Sonderbar,“ bemerkte die junge Dame, wie fiel es Ihnen ein, sich in mich zu verlieben, da meine Schwester, die so eben nachkommt, viel hübscher ist als ich?“

Der Mann kehrte sich um und sah ein häßliches Mädchen kommen — worauf er unzufrieden sich an die erste Dame wandte:

„Warum sagten Sie mir eine Unwahrheit?“

„Aber auch Sie mein Herr waren ferne von der Wahrheit,“ entgegnete sie, denn wären Sie wirklich in mich verliebt, wozu verließen Sie mich so schnell, um meine Schwester zu begäheln?“

Ein Correspondent des hiesigen „American“ gab vor einigen Tagen zum Schrecken seiner Landsleute eine Liste deutscher Truppen, die zum Anfange des Revolutionskrieges über den Ocean geschleppt wurden, um gegen die Provinzialen zu kämpfen. 19,625 Mann zeigt die Liste, und darunter außer den Churheffen, folgende barbarische Völkerschaften: „Anspack und Bareith,“ „Anholts Tenbats,“ „Hebbie Hannan!“ u. zuletzt ein Regiment „Waldocks!“ Davor muß nun freilich jedem Christenmenschen die Haut schauern. Aber was sagen unsere „Natives“ erst dazu, wenn sie sich daran erinnern wollen, daß ein großer Theil dieser Barbaren im Lande zurück geblieben und Wäter, Großväter, Dunkel und Großkonel unserer heutigen „Nativisten“ geworden sind? — Schreckliches, unerforschliches Schicksal, der Nachkomme eines Tenbats oder Waldocks zu sein!

„An d. West.“

„An d. West.“

„An d. West.“

„An d. West.“

„An d. West.“

„An d. West.“

„An d. West.“

„An d. West.“

„An d. West.“